

erschienen in Tages-Anzeiger vom 18.01.2001, S. 62

Über die Wirklichkeit der Regenwürmer

Der Soziologe Bruno Latour entwirft im Essayband "Die Hoffnung der Pandora" eine neue Theorie der Wissenschaftsforschung.

Von Daniel Speich

"Glauben Sie an die Wirklichkeit?" - diese Frage wurde Bruno Latour schon oft gestellt. Als führender Vertreter der Wissenschaftsforschung untersucht er die Herstellung von naturwissenschaftlichem Wissen. Und er geht dabei so erfolgreich, radikal und streitlustig vor, dass sich selbst Exponenten der "härtesten" Naturwissenschaften angegriffen fühlen. Der ganze sozialwissenschaftliche Ansatz, für den Latour steht, wurde schon mehrmals pauschal zum "intellektuellen Schwachsinn" erklärt. Ein "science war" zwischen den Wissenschaftskulturen ist entbrannt, der so unumstösslich geglaubte Selbstverständlichkeiten berührt wie die Frage, ob es die Realität wirklich gibt.

Dabei ist Wirklichkeit natürlich keine Glaubensfrage, sondern sie ist all das, worin wir täglich verstrickt sind. Um diese Realität geht es Bruno Latour - auch in seinem neusten Buch. "Die Hoffnung der Pandora" ist eine Essaysammlung, die Latours bisherige Arbeiten zu einer neuen Theorie der Wissenschaftsforschung zusammenzufassen versucht. Wer sich für die Beziehungen zwischen Mensch und Natur, Technik und Gesellschaft oder Wissenschaft und Öffentlichkeit interessiert, findet hier eine grosse Fülle von produktiven Denkanstössen - und wird gehörig provoziert.

Denn alles ist anders bei Herrn Latour, der nicht bestreitet, ab und zu dem Grössenwahn zu verfallen: Natur und Gesellschaft hat es nie gegeben, Regenwürmer und Bodenforscher werden auf die gleiche Stufe gestellt, und der Wirklichkeitsbegriff der Moderne ist wenig mehr als eine herrschaftstechnische Fiktion, die in der griechischen Antike wurzelt. Eine ganze Reihe von vertrauten Begriffen wird durch neue ersetzt, über die man sich immer wieder im Glossar informieren kann und muss.

Harte Arbeit

Hinter der stellenweise überzeichneten Rhetorik steckt die ernsthafte Beobachtung, dass der Wissenschaftsbetrieb praktisch ganz anders funktioniert, als es die Wissenschaftsphilosophie nahe legt. Wissenschaft ist harte Arbeit. Am Beispiel einer Studie über die Bodenbeschaffenheit im Amazonasgebiet zeichnet Latour nach, wie viele Arbeitsschritte nötig sind, bis brasilianische Regenwürmer in einer französischen Publikation als wissenschaftliche Objekte auftreten können. Die Erkenntnistheorie hat sich bisher nicht in diesen Niederungen des Wissenschaftsalltags bewegt. Theorie und Praxis haben wenig miteinander zu tun - zu wenig, sagt Latour, und er schlägt deshalb eine

neue Betrachtungsweise vor. Im Selbstverständnis der Wissenschaften stehen Forschende einer Realität gegenüber, von der sie völlig losgelöst sind und über die sie objektives Wissen produzieren. Zwischen den Forschenden und der Realität, die sie erforschen, liegt ein tiefer Graben, über den die Wissenschaft ihre Brücken baut.

In der Praxis ist diese klare Trennung aber kaum gegeben. Die Wirklichkeit der Wissenschaften, um die es Latour geht, erschöpft sich nicht in einem abstrakten Konzept von Natur, sondern sie umfasst sowohl die Regenwürmer des Amazonas als auch den Alltag der Forscherinnen und Forscher - im Urwald, im Basiccamp, im Flugzeug und in der Pariser Akademie. Erst wenn die Forschungsarbeit vorbei ist, lässt sich zwischen Forschern und erforschter Wirklichkeit glasklar trennen. Latours Grundidee bezieht sich auf diese Trennung. Zwischen Bodenforschern und Regenwürmern, zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Gesellschaft und Natur besteht durchaus ein tiefer Graben. Die Wissenschaft ist aber nicht dafür zuständig, ihn zu überbrücken, sondern sie ist im Gegenteil seit Jahrhunderten mit Schaufel, Pickel und Reagenzglas damit beschäftigt, ihn weiterhin bestehen zu lassen.

So einfach dieser Perspektivenwechsel scheint, so weit reichend sind seine Konsequenzen. Der Krieg der Wissenschaftskulturen, in dem sich die Realisten und die Konstruktivisten gegenüber stehen, wird plötzlich obsolet, denn er fand an einer Grenze statt, die es nun nicht mehr gibt. Während die einen sagen, reine Naturwissenschaft habe nichts mit der Gesellschaft und ihrer Politik zu tun, betonen die anderen, dass selbst im sterilsten Labor vor allem soziale Prozesse stattfänden. Eine Partei sagt, die Realität sei unabhängig von der menschlichen Wahrnehmung gegeben, während die andere betont, dass wir im Erkenntnisprozess die zu erkennenden Gegenstände erst herstellen. Schon René Descartes' Methode des Zweifels und Immanuel Kants Kritik der reinen Vernunft haben von diesen Problemen gehandelt. Könnte es sein, dass nun Bruno Latour mit der "Hoffnung der Pandora" einen Ausweg weist?

Im Affekt

Leider nein. Sein anregendes Buch ist im Affekt geschrieben - gegen die Anschuldigungen, die ihm und seiner Wissenschaft von Physikern wie Alan Sokal entgegengeschleudert wurden. Dass seine Arbeit alles andere als "intellektueller Schwachsinn" ist, hat er - einmal mehr - sehr deutlich machen können. Der Fehler der harten Realisten ist, dass sie die gesellschaftliche Verankerung ihrer Arbeit übersehen. Und der Fehler der Konstruktivisten ist, dass ihnen die "Realität" abhanden kommt, die ausserhalb der Gesellschaft steht. Aber auch Latour ist ein Fehler unterlaufen. Im Versuch, einige philosophische Grundannahmen der Moderne zu widerlegen, versteigt er sich selbst zu einer umfassenden Theorie über die Realität, in der wir verstrickt sind. Dabei könnte er doch bei sich selbst nachlesen, dass die Wirklichkeit immer ein Stück komplizierter ist, als sie sich zwischen zwei Buchdeckeln präsentiert.

Bruno Latour: Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft. Aus dem Englischen von Gustav Rossler. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt a. M. 2000. 386 S., 51 Fr.